



«Du bisch doch die Neui, gell?»

Kurze Geschichten zu meiner Migration

Joana Hassemer

«Du bisch doch die Neui, gell?»

Kurze Geschichten zu meiner Migration

Joana Hassemer

Diese kurzen Geschichten entstanden im Rahmen einer
Maturitätsarbeit an der Kantonsschule Zürich Nord 2019.

Die hier niedergeschriebenen kurzen Geschichten stellen meine Migration dar.
Die Erlebnisse wurden durch Tagebucheinträge, meinem Gedächtnis und
Gespräche mit meiner Familie rekonstruiert.

Insgesamt sind es aber nicht ausschliesslich Erlebnisberichte. Nicht alle Details in
den Geschichten sind genauso, wie ich sie erlebt habe. Dies wurde entschieden,
damit ich die Möglichkeit habe, die Geschichten literarisch auszubauen. Das
Literarische soll helfen gerade die Schwierigkeiten und Gefühle zu betonen,
indem es sich symbolischer Zeichen bedienen darf.

Zudem wurde an wenigen Stellen die Chronologie der Geschehnisse geändert,
um die Geschichten verständlicher, kompakter und spannender zu machen.
Diese Veränderungen haben jedoch keine Auswirkungen auf die beschriebenen
Gefühle und Herausforderungen.

Alle Personen, deren Namen verwendet wurden, haben mir die Erlaubnis dazu
gegeben.

Alle anderen Namen wurden frei erfunden.

Wind zog auf	4
Wie immer	7
Goldenes Licht wie Bullerbü	10
Wasser entrann meinen Fingern	13
«Du bisch doch die Neui, gell?»	15
Der verlorene Schulranzen	20
Flammen züngelten	24
Doch Freunde?	26
Ein Cervelat	28
«Und Deutsche sind arrogant»	30
Ein Regenbogen	33

*Für meine Mutter,
die mich bei meinem Schreibprozess so treu begleitet hat und mich
immer ermutigt hat, an mich selber zu glauben. Danke für deine
unendliche Liebe und Unterstützung. Ohne dich hätte ich es nicht
geschafft.*

*Für meine Freunde,
die zu viele sind, als dass sie ich sie alle nennen könnte.
Danke, dass ihr mich so angenommen habt, wie ich bin
und mir einen Platz geschenkt habt.*

Wind zog auf

Gronenberg, Deutschland – September 2013 (12 Jahre alt)

«Nein. Nein, nein, nein.» Genervtes Schnauben durchbrach die Stille, die nach der Ankündigung eingetreten war. Mein älterer Bruder starrte unsere Eltern an, aus der Fassung gebracht von dem, was er gerade gehört hatte. «Was passiert dann mit meinen Freunden?»

Seine Brust bebte. Mama stand auf, kam auf die Tischseite von uns. Kindern, legte ihren Arm um Daniels angespannten Oberkörper und zog ihn an sich heran. Sie wollte ihn hin und her wiegen, doch er entzog sich der Umarmung, verschränkte seine Arme und fixierte seinen Blick auf den Teller, der vor ihm lag. Die Anspannung fiel nicht von ihm ab.

Ich begann, mein Brot in kleine Stückchen zu zerpfücken. Ein Krümel nach dem anderen fiel herunter und landete auf meinem Teller. Oder über dessen Rand hinaus, wenn die Bewegungen meiner Hände zu unruhig waren. Meine Augen blickten, gross aufgerissen wie die eines aufgeschreckten Rehs, von der einen Tischhälfte zur anderen. Ich wusste nicht, wohin ich gucken sollte. Unruhig drehte sich mein Kopf in die eine Richtung, dann in die andere. Mama hatte sich wieder auf ihren Platz gesetzt und betrachtete Daniel besorgt. Dieser hatte die Lippen zusammengepresst. Seit Daniels «Nein» war kein weiteres Wort gefallen. Seine langen Haare fielen über sein Gesicht, bedeckten einen Teil seiner Augen. Ich wusste nicht, ob mir die Länge seiner Haare gefiel. Papa lamentierte regelmässig, dass sich sein Augenlicht dadurch verschlechtern würde. Meine Freunde jedoch hatten letztsens noch über lange Haare bei Jungen geschwärmt. Vielleicht gefielen sie mir doch?

Ich liess meinen Blick schweifen, weg von der angespannten Unruhe am Tisch, nach draussen. Ein grosser, dunkler Baum trat in mein

Blickfeld. Er schwankte hin und her, von einer Seite auf die andere. Mein Lieblingsbaum. Auf ihm befand sich ein kleines Baumhaus, in dem ich mit meinen Brüdern lachend viele Stunden verbracht hatte. Es war ein stabiler Baum. Solide. Fest verwurzelt.

Draussen musste der Wind wohl heftig brausen. Auch die Seeoberfläche hatte sich im Laufe des Nachmittags verändert. Heute Morgen hatte sie noch im Sonnenschein gegläntzt und spiegelglatt dagelegen. Nun war das Wasser aufgewühlt. Der Wind hatte die Seeoberfläche zerfurcht. Wellen, auf denen sich winzige Schaumkronen gebildet hatten, schwappten ans Ufer. Auch wenn sie klein, geradezu winzig waren im Vergleich zu den tosenden, verschlingenden Wellen des Meeres, die einen herumwirbelten, bis man unten kaum mehr von oben unterscheiden konnte, so verliehen sie dem See doch ein gänzlich neues Abbild. War er vorher noch friedfertig und silbrig blau gewesen, so erschauerte man bei diesem Anblick: Durch das aufgewirbelte Wasser erschien der See dunkelgrau. Die raue, sich ständig verändernde Oberfläche liess es nicht mehr zu, den Grund des Sees oder seine eigene Spiegelung zu erkennen, würde man runtergehen und ins Wasser starren.

Ich wandte mich ab, zuckte mit den Schultern. Wen interessierte schon die unruhige Seeoberfläche oder der schwankende Baum? Was gerade verkündet worden war, war viel interessanter. Bei dem Gedanken daran begann mein Herz schneller zu schlagen. Ein warmes Kribbeln breitete sich in meinem Bauch aus. Meine Hände wollten nicht mehr stillstehen, nicht mehr den langsamen, rhythmischen Bewegungen von vorher nachgehen. Meine Füße wollten aufstehen, sich empordrücken, rumlaufen, rumjauchzen.

«Wir ziehen in die Schweiz», echote es in meinem Kopf.

Gleichbedeutend für mich mit: Abenteuer, Aufregung und Neuem.

«Schweiz, Schweiz, Schweiz...», flüsterte es. Die Worte drangen in meinen Kopf, traten in meine Blutbahnen ein, durchflossen mich von Kopf bis Fuss. «Schweiz, Schweiz, Schweiz.»

Mein Blick wanderte zu dem Bücherturm, der an den Rand meines Blickfeldes gerückt war. Meine Lieblingsgeschichten handelten oft von Leuten, die umgezogen waren und somit ein neues Leben begannen. Ich stellte mir immer vor, wie ihre Augen ganz gross werden, während sie dabei waren, all das Neue, all das Spannende aufzunehmen. Ihre Schritte werden schneller, voller Begeisterung, voller Erwartung, was hinter der nächsten Ecke wartet. Es faszinierte mich, das Zurücklassen von Altem, das Umarmen des Neuen.

Ich wollte das auch.

Ich wollte, dass sich die Welt für mich öffnete und mir magische Möglichkeiten schenkte.

Ich wollte in den Geschichten meiner Bücher tanzen und sie zum Leben erwecken.

Draussen begann es zu regnen. Graue Wolken zogen über den See und den grossen Baum auf unser Haus zu und entluden mit voller Kraft ihre angesammelte Flüssigkeit.

Wie immer

Gronenberg, Deutschland – Januar 2014 (12 Jahre alt)

Der Wecker klingelte um Punkt sechs. Ein paar Sekunden später verstummte er wieder, die Morgenroutine begann. Aufstehen, anziehen, mich ins Wohnzimmer begeben. Essen, Müsli mit Milch. Dann ins Badezimmer. Haare bürsten, Zähne putzen, Gesicht waschen. Um sechs Uhr dreissig Schulranzen schultern, Mama einen Abschiedskuss geben und zur Bushaltestelle schlurfen.

Im Bus mich wie gewohnt in meinen Zweier setzen. Zwei Reihen vor den zugemüllten Vierern, fünf hinter dem Busfahrer. Den anderen Busgästen ein Hallo zuwerfen. Die tägliche Nachricht von Mama lesen. «Gott beschützt und behütet dich. Habe einen guten Tag in der Schule! Hab dich lieb.» Lächeln. Zurückschreiben.

Dann eine Viertelstunde warten. Aus dem Fenster starren. Grüne Weiden an mir vorbeiziehen lassen. Fingernägel in die Handflächen bohren.

Der Bus bog um eine Ecke, sie war mir wohlbekannt. Eine Weide mit kleinen Steinmauern kam in mein Blickfeld. Gleich würde meine Freundin den Bus betreten. Wenige Sekunden später drängte sie sich an Barbie und Muskelprotz vorbei. Wir hatten den anderen Fahrgästen Spitznamen verpasst, waren es doch jeden Tag fast dieselben.

Meine Freundin umarmte mich fest. Sie roch gut. Ich kuschelte mich an sie. Sie gab mir einen ihrer Ohrstöpsel und wir hörten gemeinsam Musik und unterhielten uns. Meine Hände lagen ruhig ineinander.

Der Schulweg dauerte 50 Minuten. Dreissig davon mit ihr. Zeit genug, uns in die neusten Geschehnisse und Geheimnisse einzuweihen. Lebhaft gestikuliert sie beim Erzählen herum, fuhr mir einmal versehentlich durchs Gesicht. Wir lachten beide laut auf. Sie hielt beim Erzählen inne. «Du hast wirklich schöne Augenbrauen. Schwarz und markant.» Ich lächelte sie an, kuschelte mich enger an sie. «Danke.»

Beim Aussteigen blies uns der Wind um die Ohren. Zerrte an unseren Jacken. Gereizt versuchte ich, losgelöste Strähnen wieder in meinen Pferdeschwanz einzubinden. Natürlich funktionierte es nicht. Ich stiess ein Stöhnen aus. Von fern war das Meeresrauschen zu hören, vermischte sich mit dem Pfeifen des Windes. Feiner Nieselregen bedeckte unsere Kapuzen und tropfte auf unsere Mäntel herab.

Einmal um die Ecke biegen. Vorbei an den Sportgebäuden. Hundert Meter bis zum steilen Aufstieg. Sich über genau diesen lauthals beschweren. Dann durch die erste grüne Tür gehen. Schnell den Morgengang auf die Toilette erledigen.

Die hinterste Kabine hatte nie Papier. In der zweiten roch es meist muffig. Somit blieb jedes Mal die Wahl zwischen der ersten und dritten.

Dann das Zimmer der Klasse 7b betreten. Freunde, die auf mich zu rannten, ihre Arme um mich schlangen. Ein «Moin» in die Runde werfen. Ein Zwinkern, ein Winken.

Zwei meiner Freundinnen holten mich zu sich. Zeigten mir das Foto von der Geburtstagsfeier am vergangenen Wochenende. Ich stützte meinen Ellenbogen auf einer ihrer Schultern ab. Lehnte mich an sie. Wild mit den Händen gestikulierend versuchte ich, ihnen mein dummes Grinsen auf dem Foto zu erklären.

«Und was war gestern bei dir los?» Ein unangenehmes Gefühl breitete sich in mir aus. Schweiz. Der Umzug. Etwas Neues. Überraschendes. Aufregendes. Es würde auch bedeuten, meine Freunde hinter mir zu lassen. Plötzlich überkam mich ein mulmiges Gefühl. Meine Freundin schien meinen Gesichtsausdruck bemerkt zu haben, und nahm mich schützend in die Arme. Ich atmete ihren Geruch ein. Ich würde sie vermissen. Aber ich war zuversichtlich. In der Schweiz würden bestimmt tolle Freunde auf mich warten.

Die Schuglocke erklang. Wie immer um sieben Uhr fünfzig.

Würde sie das in der Schweiz auch? Wie klangen dort die Schuglocken?

Goldenes Licht wie Bullerbü

Volketswil, Schweiz – Anfang August 2014 (13 Jahre alt)

Goldenes Licht fiel durch die Astgabeln hindurch und tauchte unseren kleinen Garten in ein Meer aus tausend tanzenden Lichtstrahlen. Die Blätter der umherstehenden Bäume hatten einen warmen Schimmer angenommen. Das Gras leuchtete rötlich. Glühwürmchen flimmerten in der Luft und flogen wirr durcheinander.

Die einfallenden Sonnenstrahlen wärmten mein Gesicht, liebkosten es, umschmeichelten es. Obwohl es bereits Abend war, war es noch sehr warm. Eigentlich viel zu heiss, um zu arbeiten. Doch ich genoss es. Die Hitze, der Schweiß, der sich auf meinem Rücken gebildet hatte, war eine willkommene Änderung zu der Kälte und Nässe im hohen Norden Deutschlands. Mir waren Regentage dort immer wie der Normalfall erschienen. Und selbst wenn die Sonne mal geschienen hatte, so hatte der Wind die Temperaturen schnell abgekühlt. Ich hielt mein Gesicht in die Sonne, schloss die Augen und genoss das Kitzeln der Sonnenstrahlen.

Ich hob meine Hand, berührte die gewärmten Wangen. Warm. Heiss geradezu. Ich konnte diesen Traum gar nicht begreifen. Unser Nachbarhaus war im Schwedenstil gestrichen: Rote Wände, weisse Fensterrahmen, ein spitzwinkliges Dach. Unsere Umgebung war wie aus einem Bilderbuch. Weite Felder, hohe Bäume, Weiden, die der gesamten Landschaft einen romantischen Hauch verliehen, ein Hügel, von dem man die ganze Stadt überblicken konnte. Wie in Bullerbü. Meinem Traumkinderparadies. Endlose Male hatte ich den Filmbildern und sorglosen Geschichten nachgehungen und mir ausgemalt, wie es wäre, dort zu sein. Jetzt war ich es. Jetzt war ich hier. Angekommen. Angekommen in der Schweiz.

Ich wischte meine Hände an der übergrossen Latzhose ab, die ich übergezogen hatte, damit meine normale Hose darunter nicht dreckig würde, und hievte den ausgepflanzten Pfirsichbaum hoch. Wir wollten einen schöneren Platz für ihn finden und dann ein Loch für ihn buddeln. «Wohin willst du ihn haben?», rief ich Mama zu. Sie sah von ihrer Arbeit auf, sah, wie der Baum begann, mir aus den Händen zu gleiten und eilte hinüber. «Warte, wir machen das gemeinsam. Du machst dir ja sonst noch den Rücken kaputt.» Sie stellte sich an meine Seite, und ergriff das Wurzelbündel von unten mit ihren dicken Arbeitshandschuhen, die es ihr erleichterten, nicht abzurutschen. Nachdem sie sich für einen Platz entschieden hatte, trugen wir den Baum hinüber. Ich packte meine kleine Schaufel aus, wollte mit ihr die Erde auflockern und dem Pfirsichbaum ein neues, schönes Zuhause schenken. Doch die Erde zu durchbrechen war schwieriger als gedacht. Mehrmals versuchte ich es, bohrte die Spitze in den Boden. Nach und nach entstanden kleine Risse. Jedoch niemals gross genug, um meinen Baum einzupflanzen. Ich stöhnte auf, warf die Schaufel frustriert hin und liess mich mutlos auf den Boden sinken. Mit schmutzigen Händen fuhr ich mir durch die Haare. Mama lachte. «Du hast es doch nur ein paar Mal versucht. Man braucht schon länger, um einen Baum einzupflanzen. Und wir benutzen einen richtigen Spaten, nicht so eine kleine Schaufel.» Sie verschwand um die Ecke. Ich blieb auf dem Boden sitzen, meine Latzhose mit Dreck verschmiert.

In der Ferne waren Kinderstimmen zu hören, die immer lauter wurden, und die erdrückende Stille durchbrachen. Meine Mundwinkel hoben sich an. Mein jüngerer Bruder und die Kinder unserer neuen Nachbarn. Wir waren gerade mal einige Wochen hier und kannten sie kaum. Ich würde später zu ihnen gehen und sie fragen, ob ich mitspielen könnte. Mama kam um die Ecke. In ihrer Hand blitzte etwas Silberiges auf. Ich strengte meine geblendeten Augen an, bis ich erkannte, dass es sich um einen grossen Spaten handelte.

Liebevoll betrachtete ich den Pfirsichbaum. Meine Augen blitzten auf. Es würde dauern, bis wir seine Früchte würden essen können. Wir mussten ihn noch einpflanzen und dann müsste er erstmal Wurzeln schlagen. Er war noch klein, musste noch wachsen. Wir würden uns gut um ihn kümmern müssen. Pfirsichbäume waren sensibel und bedurften viel Pflege.

«Moll, das isch aber scho en Schöne.» Ich schreckte hoch. Unsere Nachbarin hatte sich mir unbemerkt genähert und betrachtete nun den Pfirsichbaum. Amüsiert schmunzelte ich. «Scho en Schöne», versuchte ich es unbeholfen. Ich lachte. Sie stimmte mit ein. Für ein paar Minuten standen wir vor dem Baum, vereint in unserer gemeinsamen Betrachtung.

Ein schöner Baum? Ich zuckte die Schultern. Ich fühlte mich auf seltsame Art mit ihm verbunden. Aber schön? Die Früchte fehlten. Meine Finger bewegten sich unruhig hin und her. War ich schön? Das goldene Licht liess langsam nach. Die Sonnenstrahlen wurden schwächer. Die Bäume hörten auf zu schimmern. Das Gras verlor seinen rötlichen Glanz. Der Pfirsichbaum wurde allmählich von der anbrechenden Dunkelheit der Nacht verschluckt.

Wasser entrann meinen Fingern

Volketswil, Schweiz – 18. August 2014 (13 Jahre alt)

Wasser prasselte auf meine Schultern. Drückte, presste sie nach unten. Sie konnten den Massen nicht standhalten und gaben nach. Mit ihnen mein gesamter Körper. Langsam glitt er an der Wand entlang, rutschte hinunter. Die Arme platschten auf dem Boden auf. Blieben dort liegen. Bewegten sich nicht mehr.

Wasser floss weiter an meinem Körper herab, kümmerte sich nicht um meine veränderte Position. Es umfloss mein Gesicht, bahnte sich geschickt über meinen Bauch einen Weg nach unten. Ich hob mein Gesicht ein wenig, streckte meine Zunge heraus, wie um das Wasser einzufangen. Ich wollte «Stopp» rufen, das Fließen des Wassers einstellen. Etwas anhalten. Ich bewegte meine Hände. Versuchte das Wasser festzuhalten, zu packen. Ich mochte es nicht loslassen. Doch das Wasser entrann mir. Es glitt an meinen Fingern herab, tropfte auf den Boden, drehte dort kleine Kreise, bis es im Abfluss verschwand. Ich stiess einen Laut aus. Kurz und leise. Ein Stöhnen entfuhr mir. Es klang verzerrt, verrückt in meinen Ohren.

Ich schloss meine Augen für einen kurzen Moment. Versuchte, Luft zu holen. Einen tiefen Atemzug zu machen. Doch mein Brustkorb war wie zugeschnürt. Es schien, als ob die Luft meine Lungen nicht füllen wollte. Ich rang erneut nach Atem, diesmal heftiger.

Das herunterrinnende Wasser hatte sich mit meinen Tränen vermischt. Gut, dass ich nun in der Geborgenheit der Dusche war. In vier Wänden. Es hatte schon im Bus angefangen. Meine Augen waren ganz gläsern geworden, meine Sicht hatte begonnen, sich zu verschleiern und ich hatte gespürt, wie sich Flüssigkeit in meinen Augen gebildet hatte. Zum Glück hatte ich es vor den anderen Menschen noch zurückhalten können. Nicht vorzustellen, was passiert wäre, wenn ich im Bus vor

allen anderen angefangen hätte, wie ein Schlosshund zu flennen. Vor Fremden. Vor Leuten, die ich nicht kannte. Ich konnte mir die Blicke gut vorstellen. Abschätzend. Abwertend. Voller Verachtung. Was macht die denn? Warum heult die denn so? Das machen wir hier aber nicht so.

Als ich dann ausgestiegen war, hatte ich mich nicht mehr zurückhalten können. Die Tränen waren in einem fort meine Wangen heruntergekullert, und ein grosser Kloss hatte sich in meinem Hals gebildet. Ich war zum Glück alleine gewesen. Niemand hatte mich weinen sehen. Wohl der einzige Vorteil meines neuen Nachhauseweges. Die pralle Sonne hatte auf mein Gesicht heruntergeknallt, es zum Brennen gebracht. Meine Haut hatte geglüht. Ich hatte die Hitze nicht mehr ertragen können. Es gab keine grossen Bäume, die mir Schatten und Sicherheit spenden und die pralle Sonne hätten abhalten können. Kein kühler, frischer Wind, der mir um die Ohren geblasen hätte. Der hätte mir zwar die Haare ins Gesicht geschlagen, mich um den schieren Verstand gebracht, aber er wäre mir vertraut gewesen.

Ich umschlang meinen zitternden Oberkörper, begann langsam, mich hin und her zu wiegen. In meinem Kopf spielte sich der heutige Tag noch einmal ab...

«Du bisch doch die Neui, gell?»

*Kantonsschule Zürich Nord in Oerlikon, Schweiz – 18. August 2014
(13 Jahre alt)*

Meine schwarzen, markanten Augenbrauen hoben sich klar von meinem übrigen Gesicht ab. Sie waren nicht schön geschwungen, wie ich es oft bei anderen Mädchen beobachtete hatte, sondern sprossen im Gesicht herum, verteilten sich in alle Richtungen. Trotzdem gefielen sie mir. Sie dominierten meine hellen Gesichtszüge auf jedem Bild. Ich strich über meine Nase. Winzige Pickel hatten es sich auf meiner Haut gemütlich gemacht. Ich runzelte die Stirn.

Schliesslich riss ich den Blick von meiner Nase und konzentrierte mich auf meine Augen: Gross, und rundlich. Ich trat näher an den Spiegel heran, um deren Farbe besser erkennen zu können. Über ihm lag ein kleiner Schleier. Ich wischte den Spiegel mit meinem Ärmel sauber. Meine Augenfarbe konnte ich immer noch nicht erkennen. Blau, grün oder doch grau? Ein Mix aus allem.

Der Schulgong ertönte. Ein lauter, angenehmer Klang. Mein Herz begann höher zu schlagen. Ein Flattern in meinem Bauch. Ein letzter Blick in den Spiegel. Schnell noch gelöste Haarsträhnen von meinem Pferdeschwanz hinter das Ohr streichen. Meine Füsse bewegten sich auf den Ausgang der Toilette zu. Mit einer Hand öffnete ich die Tür. Der Flur hatte sich in den wenigen Minuten, die ich auf der Toilette verbracht hatte, mit vielen Menschen gefüllt. Jemand drängte sich an mir vorbei. Ich trat zur Seite, wollte den Eingang nicht länger versperren. Schüler liefen den Gang hinunter, beachteten mich nicht. Aus den offenen Türen der Klassenzimmer konnte man lautes Gerede hören. Einzelne Rufe drangen in mein Ohr.

Ein dicker Kloss hatte sich in meinem Hals gebildet. Er war schwer hinunterzuschlucken. Ich holte einen tiefen Atemzug, erinnerte mich an das Zimmer, das mir die nette Sekretärin von vorher gezeigt hatte. Sie hatte mich hinein begleiten wollen, jedoch hatte ich noch auf die Toilette gemusst, und ihr darum versichert, dass ich alleine klarkommen würde. Schliesslich hatte ich die Schule schon einmal besucht. Nur heute sah alles anders aus.

Ich hob meinen Kopf. Gleich würde ich das Zimmer betreten. Wie die Heldinnen aus meinen Büchern. Alles würde gut gehen. Ich war der Klasse schon einmal begegnet. Vor einem halben Jahr hatte ich einen Schnuppertag an dieser Schule in dieser Klasse gemacht. Die Mädchen waren alle sofort auf mich zugekommen. Hatten mich an ihren Lieblingsplatz der Schule geschleppt. Wir hatten uns dort auf den Boden gesetzt, die Mädchen gruppiert um mich herum. Die gesamte Freistunde hatten sie mir Geschichten von ihren Lehrern erzählt, mir ihre Tanzauftritte gezeigt, mich nach Deutschland gefragt. Mir war es damals warm im Bauch geworden.

Ich stellte mir vor, wie unser Wiedersehen aussehen würde. Würden sie einen Witz machen und ich würde laut loslachen müssen? Würden wir uns um den Hals fallen?

Die Türschwelle knackste, als ich meinen Fuss auf sie stellte. Erschrocken fuhr ich ein wenig zurück, ich war auf das laute Geräusch nicht vorbereitet gewesen. Das Metall bog sich unter meinen Füßen. Schnell hob ich ihn wieder und trat mit meinem anderen Fuss über die Türschwelle. Ich beugte mich leicht zurück, um mich zu vergewissern, dass ich mich im richtigen Zimmer befand. 466 war auf dem Türschild zu lesen. Ich holte tief Luft. Mein Herz pochte wie wild in meiner Brust. Ich blickte mich im neuen Klassenzimmer um. Mir schlug ein Schwall an Stimmengewirr entgegen. Unschlüssig blieb ich nahe der Tür stehen. Meine Füße konnten sich nicht entscheiden, ob sie weiter gehen oder lieber fliehen sollten. Mädchen und Jungs sassen auf Tischen, mir den Rücken zugewandt, und unterhielten sich herzlich. Manche hatten

ihre Köpfe über einem Smartphone zusammengesteckt und amüsierten sich prächtig über das, was sie sahen. In der Ecke verteilte ein Mädchen Andenken. Meine Augen schwirrten im Raum herum. Verunsichert krallten sich meine Hände ineinander. Meine Schultern sackten mutlos herunter.

Hinter mir ertönte ein lautes Knallen der Tür. Schreckhaft zuckte ich zusammen. Der Lehrer hatte den Raum betreten. Die Schulglocke ertönte ein zweites Mal. Schrill. Ich hielt meine Ohren zu. Schnell liess ich mich auf einen der hintersten Plätze gleiten. Versuchte keine lauten Geräusche zu machen. Ich machte meinen Pferdeschwanz auf und liess die Haare wie einen Vorhang vor mein Gesicht fallen. Jemand stupste mich von der Seite an. «Hoi, du bisch doch die Neui, gell? Du bisch doch scho mal da gsi im Winter?» Ich musterte sie. Sie hatte an meinem Schnuppertag neben mir gesessen. Mir stolz ihr Tanzvideo gezeigt. Ihre Augenbrauen waren fein, sehr hell. Geschwungen. Ihre blonden, langen Haare waren zu einem Pferdeschwanz gebunden. Ich versuchte ihr den Ansatz eines Lächelns zu schenken.

Der Lehrer wünschte der Klasse «en guete Schuelstart», wollte gerade die Sonnenbräune einer Schülerin kommentieren, bevor er stutzte, mich sah und fragte: «Und wer bist du?» Ich sank in meinen Stuhl zurück. «Hallo Herr... », ich blickte kurz auf meinen Zettel. «Rüegg. Ich bin Joana Hassemer.» Einige Schüler lachten los. «Ich bin von Deutschland neu in diese Klasse gekommen.» Der Lehrer lächelte, sichtlich verwundert. «Ich habe von der Schule gar keine Informationen darüber bekommen. Aber herzlich willkommen in dieser Klasse.»

Das Klassenzimmer leerte sich. Unschlüssig starrte ich auf den Stundenplan, den ich mit meinen Fingern fest umklammert hielt. Das Schulhaus war riesig. Ohne den Stundenplan wäre ich verloren. Drei

Mädchen kamen auf mich zu, lächelten mich an und fragten, ob ich mit ihnen Mittag essen wollte. Ich nickte.

Nach mehrmaligem Erklären in der Mensa ihrerseits, was ich essen konnte und wie viel es kostete, platzierte ich mein Tablett umständlich neben das der Anderen. Sie fragten mich, seit wann ich hier war. Forderten mich auf, das Wort «Chuchichäschтли» zu sagen. Ich scheiterte kläglich.

Nach einigen Minuten höflichen Austauschens dann: «Wärs ächt i ordnig wenn mer würded Schwizerdütsch rede?». «Ja klar. Ich mag die Sprache. Und ich muss es letztendlich auch lernen.» Ich verzog meine Mundwinkel zu einem Lächeln. Den Rest der Mittagspause schob ich das Essen auf meinem Teller hin und her. Gelegentlich schnappte ich ein Wort auf, versuchte es einzuordnen. Doch das Gespräch ging zu schnell und der Inhalt war mir unbekannt. Meine Bauchmuskeln verkrampften sich. Ich senkte meinen Kopf. Nahm das bisher unangerührte Brot in die Hände, zerpfückte es in seine Einzelteile. Das Stimmengewirr im riesigen Essensaal verschwamm zu einer einzigen, lauten Masse an Geräuschen. Ich hörte nur noch, wie ich das Brot in kleine Stücke riss.

Gehetzt wanderte mein Blick immer wieder auf die Uhr. Viertel nach. In vier Minuten sollte mein Zug gehen. Neunzehn nach, hatte Mama gemeint. Doch neben mir liefen drei andere Mädchen. Vertieft in ein Gespräch über den heutigen Schultag. Auf Schweizerdeutsch. Mehrmals schon hatte ich versucht, einen Anlauf zu starten. Zu sagen, dass ich mich beeilen musste. Die Worte herauszuwürgen. «Fährt dein Zug gleich?» Das Hochdeutsch liess mich hochschrecken. Man musste mir meine Nervosität angesehen haben. Ich nickte. Die Aufforderung der anderen, zu gehen, versetzte mich in Bewegung. Noch ein leises «Tschüss» und ich rannte los.

Gehetzt kam ich am Bahnsteig an. Mein T-Shirt war klitschnass. Das Rennen und die pralle Sonne hatten mich ausgelaugt. Der Zug stand

noch da. Ich drückte auf den Knopf zum Öffnen. Die Türen gingen nicht auf. Verzweifelt versuchte ich es ein weiteres Mal. Der Zug setzte sich langsam in Bewegung. Ohne mich. Ich erhaschte einen letzten Blick von mir in der Spiegelung der mit Russ befleckten Fenster. Schemenhaft konnte ich meine Figur erkennen. Mein Gesicht verlor sich in den schwachen Spiegelungen.

Der verlorene Schulranzen

Volketswil, Schweiz – September 2014 (13 Jahre alt)

Schüchtern fragte ich, ob neben der älteren Dame noch ein Platz frei war. Sie nickte, musterte mich kurz und wandte dann ihren Blick von mir ab. Guckte aus dem Fenster.

Ich glitt auf den Platz neben ihr. Mit den Händen in meinem Schoss liess ich meine Haare mit einer Kopfbewegung vor mein Gesicht fallen. Unruhig bewegten sich meine Hände. Etwas war anders. Ich wusste nur nicht, was.

Der Bus setzte sich ruckartig in Bewegung. Gerade noch konnte ich mich an der Armlehne festhalten. Fast wäre ich vornübergefallen, ich war auf solch eine Anfahrt nicht vorbereitet gewesen. Mein Arm klammerte sich weiterhin an der Armlehne fest. Nicht, dass ich ein weiteres Mal so überrascht werden würde. Die Gespräche meiner unmittelbaren Nachbarn waren leiser geworden oder ganz verstummt. Verunsichert nestelte ich an meinen Händen herum. Guckten sie mich an?

Ich entschied mich, mein Handy hervorzuholen, es als eine Trennwand zwischen mich und die anderen fremden Passagiere zu bringen. Ich beugte mich vor, wollte in meinen Ranzen greifen. Meine Hand fuhr ins Leere. Erschrocken richtete ich meinen Oberkörper auf, blickte nach links und rechts. Kein Schulranzen. Blickte hinter mich. Kein Schulranzen.

Gänsehaut bildete sich auf meinen Armen. Ein Kloss in meinem Hals. Ich versuchte, mich zu beruhigen. Sicher lag er zu meinen Füßen, ich hatte nur nicht genau hingeschaut. Erneut beugte ich mich nach vorne. Erneut griffen meine Hände ins Leere. Panik packte mich. Wo war der Schulranzen? Wie hatte ich denn den Bus ohne Schulranzen betreten können? Wie war mir das denn nicht aufgefallen?

Auf einmal fühlte ich mich schutzlos. Nackt. Die Blicke der anderen Passagiere schienen mich zu durchdringen. Mich auszulachen. Ich hatte keinen Schulranzen, den ich schützend vor mich halten konnte. Und auch kein Handy – das befand sich in meinem Schulranzen. Damit hatte der ganze Schlamassel ja angefangen.

So müsste ich erst nach Hause laufen, den steilen Hügel mühsam hinaufgehen, und dann... In meiner Panik entfiel mir glatt, wo ich als nächstes abbiegen müsste. Ich war den neuen Nachhauseweg erst ein paar Mal gegangen. Er war verzwickt, führte durch viele kleine Gassen, durch viele Abbiegungen. Was, wenn ich den Weg nicht mehr nach Hause finden würde?

Meine Haltestelle wurde angekündigt. Zitternd stand ich auf. Der Gang war leer. Keine andere Person war aufgestanden, alle saßen verteilt auf ihren Plätzen. Ich stand alleine an der Tür. Verloren.

Die Tür öffnete sich. Ich stieg aus, auf den Gehsteig. Warum war keine andere Person ausgestiegen? Manchmal waren Nachbarskinder mit ihren Freunden im Bus. Ich konnte ihnen immer hinterhertröten, mich an sie halten. Sie kannten den Weg, wohnten schon seit sie klein waren hier.

Nervös versuchte ich, einen Schritt vor den anderen zu setzen. Doch meine Beine waren wie gelähmt, gehorchten mir nicht. Sie fühlten sich schwer an.

Ich wollte doch nach Hause gehen. Meinen Schulranzen finden. Wie würde ich das eigentlich machen? Wo konnte man denn anrufen? Gab es eine Stelle für vermisste Sachen? Ein Fundbüro? Ich wusste es nicht. Ich schlug mir auf die Stirn. Wie hatte ich nur so blöd sein können? So achtlos. Der Schulranzen war wichtig. Ich hatte ihn von Deutschland mitgebracht. Deswegen Schulranzen. Die Schweizer nannten ihn Thek. Ich schnaubte. Thek. Mama würde wütend werden, wenn sie mich das Wort sagen hören würde. Thek. Was für ein merkwürdiges Wort.

In dem Ranzen befanden sich all meine Schulbücher von heute. Latein. Das Grammatik- und Aufgabenheft. Ich hätte eigentlich heute Vokabeln lernen sollen. Mindestens fünf Lektionen aufarbeiten, damit ich den Anschluss an die Klasse finden konnte. Irgendwie. Ich hatte noch nie Latein gehabt – die Anderen schon über ein Jahr. Und meine Lehrerin war sehr nett. Sie half mir. Ich wollte sie nicht enttäuschen. Mein Magen zog sich zusammen. Das würde ich dann wohl nicht mehr können heute. Dabei hatte Mama sich den ganzen Nachmittag für mich freigehalten, damit sie mich abfragen konnte, sich in Latein einarbeiten konnte, um es mir anschliessend zu erklären.

Tränen kamen mir in die Augen. Ich sehnte mich nach ihrer Umarmung. Nach ihren festen, starken Armen um meinen Körper. Ich wollte meinen Kopf an ihre Schulter betten, wollte, dass sie mit ihrer Hand über meinen Rücken strich, dass sie mir zuflüsterte: «Es wird alles gut. Ich bin hier.»

Nur Mama war heute zu Hause. Die Anderen waren alle ausgeflogen. Mein älterer Bruder hatte sich mit Freunden verabredet, deswegen war er jetzt nicht mit mir im Bus gewesen. Wäre er bei mir gewesen, wäre das vielleicht alles gar nicht passiert. Warum wollte er denn nicht nach Hause kommen? Warum hatte *er* denn Freunde? Warum schien *er* keine Probleme zu haben? Lag es nur an mir? Warum hatte *ich* denn keine Freunde hier?

Ich stand noch immer wie festgeklebt an der Bushaltestelle. Es begann zu regnen. Ich streckte meine Zunge aus, versuchte den Regen einzufangen. Es hatte immer in Deutschland geregnet. Der Regen vermischte sich mit meinen Tränen.

In dem Ranzen hatte sich mein Abschiedsbuch befunden. Meine Freunde hatten es für mich zusammengestellt. Jeder hatte eine Seite über sich selber gestaltet, die schönsten Fotos von uns zusammen rausgesucht. Auf der letzten Seite war ein grosses Foto. Ich in der

Mitte. Umschlang meine Freundinnen. Wir lachten in die Kamera, streckten unsere Zungen heraus.

Inständig faltete ich meine Hände zusammen, hob meine Augen zum Himmel. Er war grau. Bitte Gott, lass den Schulranzen wiederauftauchen.

Flammen züngelten

Volketswil, Schweiz – September 2014 (13 Jahre alt)

Rote, orangene Flammen züngelten und schlängelten sich um den Kerzendocht herum. Schwärzten ihn von oben herab. Nagten am Wachs, bevor sie es gänzlich verschlangen.

Sauer und voller Ärger versuchte ich, etwas im Obstkorb zu erkennen. Es dauerte einen Moment, bis sich meine Augen an die vom Kerzenlicht kaum verdrängte Dunkelheit gewöhnt hatten. Er war leer. Ich hatte Hunger. Ich guckte nach draussen. Der Pfirsichbaum trug noch keine Früchte. Wütend stiess ich einen leeren Kanister in der Küche um. Es schepperte. Wieso hatte der denn noch keine Früchte? Es brodelte, loderte in mir.

«Chuchichäschtli.» Die Sonne, die ständig auf mich einbrannte. Kein abkühlender Wind. Die verständnislosen Blicke, die mir entgegengeworfen wurden, wenn ich versuchte, einen Witz zu machen. Wenn ich «Federtasche» statt «Etui» sagte. Die Lateinvokabeln, die auf mich hereinprasselten.

Es brannte in mir. Die Wut frass mich auf.

Mein Spiegelbild verschwamm, wenn ich mich anguckte. Die Tränen, die ständig in meine Augen schossen. Meine Haare, die vor meinem Gesicht hingen. Das andauernde Nicken. Warum konnte ich nicht erzählen, laut sein, mich wohlfühlen. Mit Freundinnen unauslöschliche Erinnerungen schaffen. Warum dieser ständige Kloss in meinem Hals? Die Augen, die mich anstarrten, meine Fehler sahen. Die Schüler, die sich von mir abwandten. Mir den Rücken zudrehten. Warum das ständige Bauchverkrampfen, sobald jemand mit mir sprach? Immer stärker schien es zu werden.

Diese Bücher und ihre Illusionen. Was für ein Quatsch!

Joana Hassemer auf Hochdeutsch. Auf Schweizerdeutsch: «D'Joana hassemer.» Wir hassen Joana.

Warum? Wo war ich hier? Was passierte mit mir? Warum war ich hier? Die Wut loderte in mir. Drohte auszubrechen und mich zu verschlingen. Ich kochte über.

Die Flammen begannen stärker aufzulodern, immer grösser zu werden. Bäumten sich auf. Versuchten, sich noch einmal gegen die Dunkelheit durchzusetzen. Erfolglos. Der Raum blieb trotzdem dunkel.

Als hätte es die Kerze realisiert, wurde ihr Licht schwächer und schwächer. Das Wachs ging ihr langsam aus. Was blieb?

Eine gähnende, einsame Leere breitete sich aus. Dunkel.

Doch Freunde?

*Kantonsschule, Zürich Nord, Oerlikon, Schweiz – 29. September 2014
(13 Jahre alt)*

Die Uhrzeiger tickten vorwärts. Zwölf Uhr, neunzehn Minuten und achtundfünfzig Sekunden – und dann, wie üblich mit etwa drei Sekunden Verspätung, erklang die Schulglocke. Eine normale Lautstärke. Die Lateinstunde war zu Ende. Ein leichtes Lächeln lag auf meinen Lippen. Hatte ich mich in den Stunden meiner vorherigen Klasse nie gemeldet, und nichts verstanden, worüber die Lehrerin oder Schüler geredet hatten, so war ich diese Stunde zum allerersten Mal aktiv gewesen.

Nur wenige Monate vorher war ich in einem ähnlichen Klassenzimmer gewesen, hatte, zwar mit einem etwas mulmigen Gefühl aber grosser Vorfreude, den Tag starten wollen. Diese Freude war jedoch schon in den ersten Minuten erloschen. Nun hatte ich mich entschieden, eine Klassenstufe runter zu gehen, in eine Klasse, die erst seit ein paar Monaten bestand. In die U1c.

Sobald ich heute einmal realisiert hatte, dass unser neuer Lateinlehrer Vokabeln der Lektion drei abfragte, die ich schon von vorher kannte, war ich mutig geworden, hatte mich gemeldet und die richtige Antwort genannt. Die anderen hatten mich überrascht angesehen.

Ich schulterte meinen neuen Ranzen, den alten hatte ich nicht wiedergefunden, und stellte mich ans Waschbecken auf der gegenüberliegenden Seite. Sanft rann das Wasser an meinen Fingern entlang, bahnte sich seinen Weg von meiner Handfläche über die Fingerkuppen nach aussen. Ich schloss meine Hand, das Wasser begann sich in meiner Handfläche zu sammeln, bildete eine kleine Wasserlache. Ich trocknete meine Hände und band meine Haare zu einem hohen Pferdeschwanz zusammen, strich mir die

herausfallenden Strähnen hinter meine Ohren. Im Spiegel hinter mir erschien Lorena, das Mädchen, das mich heute morgen begrüsst hatte.

Sofort an ihr aufgefallen waren mir die schwarzen, dominanten Augenbrauen, die aus ihrem Gesicht hervorstachen und ihre wilden Locken, die nach allen Seiten abstanden. Sie war mir fast bekannt erschienen. Ich hatte unschlüssig in der Tür gestanden und sie war auf mich zugekommen und hatte eine einladende Geste gemacht. Ich war ein paar Schritte vorgetreten, ins Klassenzimmer hinein. Sie hatte mich interessiert gemustert, gefragt «Wär bisch du dänn?» Ich hatte mich geräuspert, erwidert: «Hallo. Ich bin Joana.» Daraufhin hatte sie zu Hochdeutsch gewechselt. Etwas, was ich verstand. «Unser Klassenlehrer hat uns von dir erzählt. Du kommst doch aus Deutschland?» Auf mein Nicken hin hatte sie ihren Blick im Klassenzimmer umherschweifen lassen und schliesslich auf einen Tisch nahe beim Fenster gezeigt, an den zwei weitere grenzten. «Dort sollte noch frei sein.» Ich hatte meinen neuen Ranzen geschultert, sie angelächelt und war zum Fensterplatz gegangen. Sie war mir gefolgt, hatte sich auf den Nachbartisch hinaufgeschwungen und mich angeguckt. Ihre Beine hatten locker in der Luft herumgebaumelt. Sie hatte mich in ein Gespräch verwickelt. Nach und nach hatte sich der Raum gefüllt. Manche hatten mir verstohlene Blicke zugeworfen, andere waren an meinen Platz gekommen, hatten mir die Hand entgegengestreckt und sich vorgestellt. In meinem Bauch hatte sich eine Wärme ausgebreitet.

«Kommst du mit uns Mittagessen?», fragte sie jetzt. Die beiden anderen asiatisch aussehenden Mädchen, die den ganzen Morgen neben mir gesessen hatten, stellten sich neben mich, lächelten mich an. Eine fuhr sich mit der Hand durch ihre Haare. Unwillkürlich machte ich es ihr nach.

Ein Cervelat

Volketswil, Schweiz – November 2015 (14 Jahre alt)

Das Laub raschelte beim Hindurchgehen, wurde von unseren Schuhen aufgewirbelt. Äste knackten unter unseren Füßen, zerbrachen jedoch nicht, bogen sich nur unter unserem Gewicht.

Ich war stehen geblieben. Hatte dem Knacken und Rascheln hingebungsvoll gelauscht. Aus der Ferne erklangen Schreie von einem Vogel. Schon öfters hatte ich dieser Vogelart gelauscht, mich ihren wohlklingenden Rufen hingeeben. Ich hatte versucht herauszufinden, wie die Art hiess. Bis jetzt war es mir noch nicht gelungen. Trotzdem genoss ich es. Die Rufe des Vogels, das Rascheln und Knacken. Die Geräusche durchdrangen die Stille nicht, sondern vermischten sich mit ihr, gaben ihr eine besondere Note.

Ich starrte gebannt auf den Himmel. Bäume verdeckten ihn, es war ein wenig düster im Wald. Doch durch die Blätter fielen Lichtstrahlen der Herbstsonne herein, schienen auf mich nieder. Es war warm. Fast schon zu heiss. Ich war natürlich schlau gewesen, hatte mich in meine dicke Daunenjacke eingemummt und einen dicken Schal um meinen Hals gewickelt. Dabei blies einem hier doch gar kein heftiger Wind in den Nacken.

Ein Menschenruf durchdrang die Stille des Waldes. Meinen Freunden schien aufgefallen zu sein, dass ich mich nicht mehr bei ihnen befand. Sie waren um die nächste Abbiegung verschwunden, während ich stehengeblieben war, den Kopf in den Nacken gehoben hatte und ruhig meinen Atemzügen gelauscht hatte. Ich riss mich von der Herbstszenerie los und ging in die Richtung der Rufe. Als ich um die Ecke bog, sah ich meine Freunde. Sie standen in der Mitte der kleinen Lichtung, von denen ich ihnen erzählt hatte, und hatten schon

begonnen, den Feuerplatz vorzubereiten. Ich blieb ein weiteres Mal stehen, beobachtete mit einem kleinen Lächeln meine Gruppe von Freunden. Sie hatten sich in leichte Regenjacken gehüllt und kleine Tücher um ihre Hälse geschlungen. Ich gesellte mich zu ihnen. «Kann ich helfen?» Lorena kam auf mich zu und drückte mir ein Bündel Stöcke in die Hand. «Könntest du mit mir gemeinsam aufschichten?» Ich nickte. Gemeinsam setzten wir uns an den Feuerplatz, schichteten das Holz auf und legten schliesslich mehrere Anzünder drunter. Ich holte Streichhölzer aus der Tasche und versuchte, das Feuer anzuzünden. Der Anzünder brannte. Doch die Funken entzündeten das Holz nicht. Wir schichteten es um. Möglicherweise war das Holz nass?

Nach mehrmaligem Versuchen brannte es schliesslich. Die Flammen umspielten leicht das Holz. Rauchschwaden zogen nach oben, verschwanden still und leise im Wald. Wir holten unser Essen heraus. Neben mir zog Lorena eine merkwürdig aussehende Wurst heraus. Ich beugte mich vor. Dick und rundlich. Was war das denn für eine? So eine hatte ich noch nie gesehen.

Ich nahm den geschnitzten Stock neben mir, steckte meine Bratwurst an die Spitze und hielt sie über das Feuer. Wir hatten uns hingehockt, einen Kreis um das ruhig brennende Feuer gebildet. Lange konnte ich meine Neugier jedoch nicht zurückhalten. «Was ist das für eine Wurst?» «Ein Cervelat.» Ich musste lachen. Was war das denn für ein Name? «Cervalat», versuchte ich es. Ein merkwürdiges Wort. Ein fesselndes Wort. «Cervelat.» Es verschmolz mit den mich umgebenden Tönen der Luft. Sein Klang hallte in meinen Ohren nach. Vielleicht würde die Wurst gut schmecken. Ich würde sie nachher mal probieren.

«Und Deutsche sind arrogant»

Volketswil, Schweiz – Juli 2018 (17 Jahre alt)

«Ich konnte es nicht fassen, dass sich die Schweizer so darüber gefreut haben! Wir konnten von draussen sogar Jubelschreie hören.» Stefan lachte, versuchte, der verdrehten Geschichte eine amüsierte Note zu geben. «Es ist wirklich verwunderlich. Damit hätte ich nicht gerechnet. In Appenzell gibt es zwar viele Vorurteile gegen Deutsche, aber trotzdem...» Er schüttelte seinen Kopf, immer noch sichtlich erstaunt über solch eine Reaktion.

Mein Bruder trat von hinten an uns heran. «Sprecht ihr über unsere jetzige Niederlage? Wir sind wohl doch dem Weltmeisterfluch unterlegen. Ein zweiter Sieg nach 2014 wäre aber auch zu schön gewesen. Den haben wir damals noch in Deutschland verfolgt, kurz vor unserem Umzug. An die Feierlichkeiten danach werde ich mich immer erinnern. Aber jetzt dieses Jahr. Gleich in der Gruppenphase rausgeflogen. Hast du die letzten zehn Minuten gesehen, als Neuer aus dem Tor rausgekommen ist und...?»

Die beiden fachsimpelten weiter über Fussball. Doch meine Gedanken blieben an Stefans Worten hängen. In den knapp vier Jahren, die wir schon hier waren, war mir nicht entgangen, dass Manche eine gewisse Abneigung gegen Deutsche zu hegen schienen. Und ich wusste, dass ich mich nicht bei allen mit meinen schwarz-rot-gold lackierten Fingernägeln beliebt machte. Manchmal versteckte ich sie in meinen Taschen oder versuchte, nur die Innenflächen meiner Hand zu zeigen. Die deutsche Flagge schien allgemein verschrien zu sein. Letztens hatten wir sie im Hintergrund eines Schulprojektes verwenden wollen. Unsere Lehrerin hatte dies als problematisch empfunden. Ich konnte es verstehen. Deutschlands Geschichte war mir zuwider. Mein Urgrossvater hatte anfangs versucht, sich gegen das Regime zu stellen. Doch da ich eine «Deutsche» war, hier in der Schweiz manchmal «die

Deutsche», gehörte Deutschlands grausame Geschichte unweigerlich leider auch zu meiner Geschichte dazu. Bald würden wir den zweiten Weltkrieg in der Schule durchnehmen. Schon bei dem Gedanken daran drehte sich mir der Magen um.

Aber Jubelgeschrei? Ich schluckte. Jubelgeschrei? Nicht, weil Südkorea gewonnen hatte. Nicht, weil Schweden weitergekommen war. Nein. Weil Deutschland draussen war. Die Schweiz stand im Achtelfinale. Deutschland nicht. Die Schweiz war besser als Deutschland.

«Und Deutsche sind arrogant», echote es mir im Kopf nach. Vor wenigen Monaten hatte eine meiner Klassenkameraden diesen Satz in ein Gespräch geworfen. In mein Gesicht.

Wir hatten zu dritt über verschiedene Kulturen geredet. Sie hatte die offene südamerikanische mit der reservierteren westlichen Kultur verglichen. Wir hatten ihr zugestimmt. Ich hatte überlegt, inwiefern das Klima eine Rolle spielte.

Und dann – der Satz. «Und Deutsche sind arrogant.» Beiläufig dahingesagt. Zu der Zeit hatte ich ihn nicht als schlimm empfunden. Trotzdem schien er sich in meinen Kopf gebrandmarkt zu haben. Ich wusste nicht, wieso. Gut, er hatte vielleicht einen faden Beigeschmack hinterlassen. Ich war schliesslich nicht arrogant. Nein! Oder? Sie war arrogant. Sie war gemein. Sie war eingebildet.

Ich kniff mir in den Arm. Versuchte, meine aufkommende Wut zu unterdrücken. Ich war nicht arrogant! Ich gab mir eine imaginäre Ohrfeige. Meine Gedanken waren abscheulich. Fies. Ungerechtfertigt. Betreten starrte ich auf den Boden. Ich war keinen Deut besser. Sie war nett. Ich verstand mich sehr gut mit ihr. Sie hatte es nicht so gemeint. Zu einem gewissen Teil hatte sie auch Recht. Und trotzdem... der Beigeschmack blieb.

Ich verdrängte meine Gedanken, schob sie in den hintersten Teil meines Gehirns. Weg. Weg damit. Rüttelte mich aus meinen Tagträumen wach, richtete mich in meinem Stuhl auf und

konzentrierte mich auf das Gespräch zwischen Stefan und meinem Bruder. «Jetzt müssen wir nur noch hoffen, dass sich die Jungs bei der Europameisterschaft 2020 anstrengen!» Ich seufzte. Anscheinend war es beim Fussball stecken geblieben. «Hey Stefan, wie geht es eigentlich euren Kindern? Lukas lernt doch jetzt Automechaniker, oder?»

Ein Regenbogen

Volketswil, Schweiz – Oktober 2019 (18 Jahre alt)

Der Wind piff mir um die Ohren. Fuhr durch meine Haare. Löste einzelne Strähnen aus dem Pferdeschwanz, die vor meinem Gesicht hin- und her tanzten. Er blies durch die Baumkronen, liess die Blätter rascheln, die Bäume hin-und herwiegen. Noch am Tag zuvor hatte die Sonne geschienen. Die Strassen waren voller Menschen gewesen. Ich hatte drinnen an meiner Maturaarbeit für die Schule gearbeitet. Sie hatte mich fast in den Wahnsinn getrieben. Ich hatte mich fragen müssen, wer ich war.

Wer war ich? Wer war ich wirklich?

Heute behielt der Wind die Menschen in den Häusern. Ich sass alleine auf der roten Holzbank. Keine Menschenseele um mich herum. Ich streckte mein Gesicht in den Wind, hielt die Augen geschlossen. Genoss ihn. Er erinnerte mich an den hohen Norden. Von wo ich herkam. Moin Deutschland. Mein Herz zog sich schmerzhaft zusammen.

Ein kleines, feines Lächeln lag auf meinen Lippen. Eine Gänsehaut bildete sich auf meinen Armen, ein Frösteln fuhr durch meinen Körper. Ich bemerkte es nicht. Ein warmes Gefühl zog durch meinen Körper. Regungslos sass ich auf der Bank.

Ich war heute aufgewacht, geweckt von der Kälte, die sich in meinem Zimmer ausgebreitet hatte. War ans Fenster getreten. Hatte gesehen, wie sich die Baumwipfel bogen. Der Wind durch unseren Vorhof fegte. Wie damals in Deutschland. Ohne einen Moment zu zögern, hatte ich meine Schuhe angezogen, die Tür geöffnet, und war auf den nahegelegenen Hügel gestiegen. Hatte mich auf die Bank gesetzt. Der Wind faszinierte mich immer wieder.

Ich öffnete meine Augen. Sie blitzten, glänzten, voller Leben. Mein Oberkörper lehnte an der Bank, die ganze Anspannung der letzten Zeit fiel von ihm ab.

Der Wind zog an meinem Schlafanzug, wollte ihn wegtragen. Meine Hände hielten ihn fest.

Der Wind wurde schärfer. Mir wurde kühler. Ich schlang meine Arme um meinen Körper, versuchte mich zu wärmen. Gerade als ich beschlossen hatte, mich ins Haus zurückzuziehen, brach die Sonne durch die dunkelgraue Wolkendecke. Beleuchtete die Umgebung. Wärmte meine Arme. Unter meinen Füßen erstreckte sich meine Stadt. War sie vorher noch in Dunkelheit getaucht, so beschienen die Sonnenstrahlen nun die Hausdächer, liessen die Schornsteine in warmem Licht erscheinen. Sie kitzelten meine Haut, brachten meine Gänsehaut zum Verschwinden, wärmten mich von unten bis oben und trafen mit voller Kraft auf mein Gesicht. Ich blieb sitzen.

Meine Gedanken begannen zu wandern. Ich musste noch ins «Glatt» gehen, ein neues Etui kaufen, mein altes war verloren gegangen. Ich bräuchte eines, das besser in meinen Thek passte. Etui? Thek? Ich durfte aber nicht zu viel Zeit verbrauchen. Für nachher hatte ich mich noch mit zwei meiner Freundinnen verabredet. Wir wollten gemeinsam die Dossiers über die Schweizer Parteien durchgehen, die wir im Geschichtsunterricht erhalten hatten. Eigentlich als Vorbereitung für die Prüfung. Vielleicht konnte ich sie aber auch für später nutzen, für meinen Pass?

Wir trafen uns bei Gwendolyn: einmal mit dem Fahrrad über den Hügel, vorbei am langen Bach. Ich würde etwa zwanzig Minuten brauchen. Sie hatte schon gescherzt, dass wir Bratwürste und Cervelats essen würden. Würste. Fleisch. Sie ärgerte mich immer gerne damit, dass ich Vegetarierin geworden war. Nur noch Früchte ass. Pflirsche, Äpfel, Birnen. Aber es machte mir nichts aus. Ihre Augen blitzten immer so schelmisch und ich musste immer lachen, auch wenn ich

versuchte, so zu tun, als ob ich beleidigt wäre. Ich konnte nicht anders. Bei ihr fühlte ich mich aufgehoben, sicher. Sie war mir vertraut.

Letztens war ich mit ihr zu einem Jugendtreff gegangen. Mein Magen zog sich bei der Erinnerung etwas zusammen. Die vielen Leute, die munter miteinander schwatzten, hatten mich eingeschüchtert. Meine Gedanken hatten begonnen, sich im Kreis zu drehen. Wie fing man denn überhaupt ein Gespräch an? Mit einem witzigen Spruch? Den würden viele eh nicht verstehen. Und dann würde ich es wieder wiederholen müssen. Und wieder, bis es einer kapiert hätte.

Aber Gwendolyn hatte mir mein Unwohlsein angesehen. Sie sah bei mir untergehakt. Zusammen waren wir auf zwei Mädchen zugegangen. Ich hatte tief durchgeatmet, mich gefragt, «Wovor hast du überhaupt Angst, Joana?» und Gwendolyn zögerlich angelächelt. Bis wir bei den Mädchen angekommen waren, hatte sich ein warmes Gefühl in meinem Bauch breitgemacht. Ich hatte meine Familie. Ich hatte Gwendolyn. Lorena. Meine Gruppe. Tiffany, Vicky, Tenzin... und ich hatte mich selber.

Ein Pfeifen durchdrang die Stille. Mein Handyton. Mama hatte mir ihre Morgennachricht geschickt. Sie war mit der restlichen Familie in den Ferien. Ich war alleine zu Hause mit meinem grossen Bruder. Ich hielt das Haus in Schuss, machte Essen und arbeitete mit einem selbsterarbeiteten Plan an meiner Maturaarbeit. «Hab dich lieb», war auf dem Bildschirm zu lesen.

Graue Wolken zogen auf. Vermischten sich mit der Sonne. Es begann zu nieseln. Regen tröpfelte vom Himmel herunter. Mein Blick glitt suchend über den Himmel.

Die ersten Anzeichen eines Regenbogens liessen sich am Horizont erkennen. Nach und nach wurden seine Farben stärker.

Vielleicht

Statt

D'Joana hassemer

D'Joana hämmer?

